

Michael Wüstefeld

„Geniereise“ über einundsechzig Stufen

Nein, ich habe ihn nicht persönlich gekannt, ihm keine Briefe geschrieben oder ihm gar von mir selbst gefertigte Gedichte geschickt, in der Hoffnung, er möge sie loben. Auch bin ich niemals über die Mauer seines Grundstücks in Montagnola geklettert, um dann vor einem bellenden Hund flüchten zu müssen, wie es einer meiner Freunde von sich behauptet. Nein, so weit ging meine Liebe nicht. Nie bin ich Hesse-Jünger gewesen, hatte mir „Siddharta“ und „Morgenlandfahrt“ lange aufgespart, und wenn ich in jungen Jahren „Steppenwolf“ hörte, dann bei „Radio Luxemburg“ auf Kurzwelle mit „Born To Be Wild“. Kann gut sein, daß ich von der in San Francisco ansässigen Hard-Rock-Band, die sich 1968 ungewöhnlicherweise den deutschen Namen „Steppenwolf“ gegeben hatte, eher wußte als vom Schriftsteller Hesse: „Looking for adventure/In whatever comes our way/Like a true nature child/We were born/Born to be wild.“ Von dort irgendwo zwischen Beat und Rock, zwischen Liverpool und San Francisco kam ich her, auch wenn dieses „dort“ nur geborgt, eine Kopfgeburt und ich so „wild“, wie meine Einbildung mich wünschen mochte, gar nicht war. Damals schien mir der Weg zu Hesses „Steppenwolf“ weiter zu sein, als der zur gleichnamigen Rock-Gruppe aus San Francisco. Jedenfalls war Hermann Hesse längst nicht mehr in dieser Welt, als ich ihn das erste Mal las, lesen mußte, denn „Unterm Rad“ gehörte für Klasse 11 oder 12 zur schulischen Pflichtliteratur. Im Lehrbuch wurde Hesse zu „einem der bedeutendsten Repräsentanten bürgerlich-humanistischer Kultur“ stilisiert, was nicht direkt falsch war, auch wenn die Betonung aus übertrieben klassenkämpferischen Gründen auf „bürgerlich“ gelegt haben dürfte. Fremd anmutende Begriffe hatte der Pennäler im Bändchen von Reclams Universal-Bibliothek (Band 118, 2. Auflage, Leipzig 1969) unterstrichen und mit Fragezeichen versehen: Öhrn, Ephorus, Gaulsgumpen, Hekatombe, Milchwecken und Beck. Die im Roman genannten Städte Stuttgart, Cannstatt, Tübingen oder Maulbronn waren nur literarische Orte, blieben eigentümlich unbelebt und regelrecht ausländisch, „böhmische Dörfer“ eben, obwohl er zu wissen glaubte, daß sie auch in Böhmen nicht zu finden sein würden. Ein Satzbrocken blieb hängen, weil er ins eigene Leben zielte, der Sinn des Besuchs einer Klosterschule bestünde darin, „vor dem schädigenden Anblick des tätigen Lebens bewahrt“ zu bleiben. Das war mir beinahe vertraut, wollte ich doch auch mit dem Besuch der „Erweiterten Oberschule“ den „Anblick des tätigen Lebens“ zukünftig mildern. Was jedoch nie ganz abgemildert werden konnte, war eine unbestimmte Sehnsucht in anderes, ferneres Leben, wobei es gleichgültig blieb, ob es sich tätig oder untätig gebärdete. Dafür standen Bücher ein, auch

Kino und Theater. Alles Weltersatz. So wurde die Ferne herangerückt und allzu oft als Naheliegenderes mißverstanden. Später, nachdem ich als Pennäler nicht ganz unters Rad gekommen war, ließ ich bei der einen oder anderen Hesse-Lektüre so manchen Seufzer ins Nagoldtal trudeln. Als von der Hermann-Hesse-Stiftung an mich die Einladung erging, mir als Stipendiat den Herbst 2010 in Hesses Geburtsstadt Calw anzusehen, konnte sich plötzlich eine Sehnsucht in Sehen verwandeln.

*

Schon bald nach meiner Ankunft im spätsommerlichen Septembercalw bei einer Veranstaltung, die in ein geselliges Beisammensein mündet, wird seitens einer Dame, die eigentlich ein ganz freundliches Gesicht hat und sich als Schuldirektorin zu erkennen gibt, die Vermutung geäußert, ich müsse doch „berühmt“ sein, wenn ich zum Hesse-Stipendiat erklärt worden sei. Natürlich schloß dieses Mutmaßen die zwar unausgesprochen bleibende aber gedachte Frage ein, worin eigentlich meine „Berühmtheit“ besteht. Das gab mir zu denken. Stattdessen fragte die still vor sich hinlächelnde Direktorin, ob ich vielleicht etwas mit Hesse zu tun habe, weswegen ich nach Calw gekommen sei. Das fragte ich mich auch. Und nicht nur das. Gewitzt schlug meine Gegenfrage die umgekehrte Richtung ein, ob die Lächelnde sich vorstellen könne, der Hesse habe vielleicht irgendetwas mit Sachsen oder gar mit Dresden zu tun, was doch auch ein Grund für meinen temporären Calw-Aufenthalt sein könne. Das gab ihr zu denken. Hinlänglich bekannt dürfte sein, lächelte ich zur Direktorin hinüber, daß Hesse 1898 in Dresden mit Gedichten debütierte, bei Verleger E. Pierson „Romantische Lieder“ sang und dafür einen Druckkostenzuschuß von 175 Mark berappen mußte. Auch mit seinem zweiten Buch blieb er „Eine Stunde hinter Mitternacht“ in Sachsen hängen, dieses Mal bei E. Diederichs zu Leipzig. Und ob sie wisse, daß sogar eine Naumann'sche Nähmaschine bei Hesse Erwähnung findet, fragte ich meine Tischdame. Während ihr Lächeln zunehmend dem einer Verzweifelten glich, sagte sie: Nein, das wisse sie nicht, und überhaupt sei ihr unverständlich, was eine Nähmaschine mit Hesse und Dresden zu tun haben könne. Es war mir ein Leichtes zu berichten, im „Tagebuch der Indonesienreise“ habe Hesse am 8. Oktober 1911 notiert: „An Deck ist ein junger Schneider, der eine Naumann'sche Nähmaschine auspackt und arbeitet.“ Aber wo bleibe denn dabei Dresden? fragte meine Nachbarin. Ich lächelte zartfühlend, als ich erklärte, die Naumann'sche sei doch bei „Seidel & Naumann“ auf der Hamburger Straße in Dresden gebaut worden. Fast tat mir die Direktorin ein bißchen leid, denn sie war in keiner Weise darauf vorbereitet, mich zu treffen. Zumal der erste Buchhändler am (Markt-) Platz noch bis Mitte Oktober einen Zettel in

einem seiner Schaufenster hängen hatte, auf dem zu lesen stand: „Hermann-Hesse-Stipendiat: Hans Joachim Schädlich.“ Da war ich klar im Vorteil. Zwar hatte ich mich auf die Begegnung mit einer Direktorin nicht, aber auf Calw bestens vorbereitet. An dieser Stelle ließen wir unseren kleinen Dialog versickern und widmeten uns wieder ganz dem Geselligsein. Gern hätte ich noch angemerkt, wie Hesse am 17. Oktober 1911 in jenem Indonesischen Tagebuch sogar Karl May erwähnt, als er nämlich notiert, in einer kleinen Papeterie seien zwar „die wildesten holländischen Dedektivromane (übersetzte) und die Schriften von Karl May etc. zu haben, aber von Multatuli nichts.“ Nur wollte ich im „Musterländle“ kein Musterbeispiel an Besserwisserei liefern. Denn womöglich wäre bei dem Namen Karl May zu klären gewesen, daß der ein Sachse gewesen ist, in Radebeul gewohnt hat, was sich auf dem Weg nach Meißen in Nachbarschaft zu Dresden befindet, um schlußendlich auch noch auf die Denkwürdigkeit hinweisen zu müssen, was Hesse 1919 in der „Vossischen Volkszeitung“ über Karl May geschrieben hat: „In dicken Büchern erfüllt er sich alle Wünsche, die das Leben ihm unerfüllt ließ, da ist er mächtig, reich, geehrt, fast ein König, gebietet über treue mächtige Verbündete, zeigt sich jedem Feind überlegen, tut Wunder an Kraft, der Klugheit und des Edelmut.“ Denn schnell wird überlesen oder gerät in Vergessenheit, weil zu partiell, zu randläufig, wie der Schwabe Hesse in seinen Texten Sachsen umschlich und ins Sächsische hinein stichelte. Erst tauchen Chemnitzer Strickmaschinen in „Aus der Werkstatt“ auf, dann ein Leipziger Gymnasiallehrer in „Doktor Knölge's Ende“, dann das Königreich Sachsen in „Wenn der Krieg noch 5 Jahre dauert“ und schließlich auch noch eine Naumann'sche Nähmaschine und Karl May im „Tagebuch der Indonesienreise“. Als ob das nicht schon genug wäre, hält Hermann Hesse 1901 auf seiner „Italienischen Reise“ zwei Begegnungen fest, die ins Zentrum sächsischer Befindlichkeit zielen. Zum Ersten: „Ich treffe den Dresdner Maler und gehe mit ihm bis Gelsomino zu Fuß ... Der Dresdener ist ein einfacher, netter Mensch, kaut schwer am Italienischlernen.“ Ja, das könnte neunundneunzig Jahre später auf mich gemünzt sein, auch wenn ich nie Maler und bis heute nicht in Gelsomino gewesen bin. Zum Zweiten: „Im Hof des Dogenpalastes redete mich ein alter Herr aus Dresden sehr verzagt und ratbedürftig an. Er war blitzdumm, gutmütig, konnte kein Wort Italienisch und fand sich nicht zurecht. Vor dem Erzbrunnen im Hof fragte er mich, ob das Marmor wäre. Dann, warum man die Seufzerbrücke so nenne, da sie doch ganz nett und freundlich aussehe. Heißt Richard Kunze.“ Ja, genauso können die Dresdner sein, und wenn sie nicht allerorten schon „die Dresdner“ hießen, so würde man sie allesamt wohl „die Kunzes“ nennen. Ein letzte Beispiel aus dem Schubfach „Was hatte Hesse mit Dresden zu tun?“ sei noch genannt, das mir endgültig zu raten schien, mir den Calwer Herbst sehr genau

zu besehen. Nachdem die ersten zwei Bücher von Hesse in Sachsen erschienen und alles andere als gut verkauft worden waren, muß er einen irreparablen Groll auf diesen Landstrich zurückbehalten haben. Auf einer Lesereise, die ihn 1927 im Zug von München über Augsburg nach Nürnberg führt, notiert er bei Schneesturm und zunehmender Föhrenwalddichte: „Es war schön und geheimnisvoll, aber es war für mich Südländer auch bedrückend und ängstigend. Wenn ich nun so weiter führe, dachte ich mir, dann kämen wohl immer mehr Föhren, und immer mehr Schnee, und dann etwa Leipzig oder Berlin, und dann bald Spitzbergen und der Nordpol. Lieber Gott, wenn ich nun auch noch die Einladung nach Dresden angenommen hätte! Es war nicht auszudenken.“ Nein, der Schwabe Hesse hatte mit meiner Geburtsstadt wenig am Hut. Würde es mir als geborener Dresdner mit seinem Geburtsort anders ergehen?

*

Vom ersten Tag an, wenn ich die Seiten wechselte, auch wenn es nur die Ufer der Nagold waren, ging ich über die den Fußgängern vorbehaltene Nikolausbrücke. Dabei versäumte ich es nie, Hermann Hesse, der auf der Brücke als lebensgroße Bronze steht, mit einem Gruß zu bedenken. „Guten Morgen, Herr Hesse. Guten Abend, Herr Hesse.“ Vorsorglich hatte er schon lange vor meinem Gruß den Hut abgenommen, hielt ihn in der linken Hand, während seine rechte lässig in der Hosentasche steckte. Kurz suchte ich seinen Blick. Dabei streifte mich regelmäßig ein etwas unheimliches Gefühl, weil seine Augen unbeweglich blieben, sonst wohin gerichtet waren, ins Nirgendwo, was er vermutlich „Nirwana“ nennen würde. Um den toten Augen auszuweichen, trat ich hinter der Figur an die Brückenbrüstung. Flußauf bremsen ein Wehr die Nagold, so daß ihr Wasser sich vor der Brücke zu einem kleinen See staut, in dem „ein steiniges, mit Gesträuch und Weiderich überwachsenes Inselchen“ gleich einem Floß vor Anker liegt. An manchen Tagen sah ich dort im Flachen einen Reiher stehen, unverrückbar, als wäre auch er aus Bronze gegossen. Ganz Calw samt Nagoldtal wollte ich mir von dieser Position aus als etwas Unverrückbares vorstellen. Anders als Hans Giebenrath, der gern auf der Brüstung saß und ins Wasser starrte, lehnte ich mitunter rücklings an der Brückenmauer und starrte hinter dem Hesse-Rücken hervor die vorübergehenden Passanten an. Unversehens geriet ich bei dem, was ich zu sehen bekam, wieder in einen Hesse-Text, der in der Bronze vor mir einen guten Resonanzboden fand: „hagere Schwarzwälder mit steifen Gliedmaßen, saftige Albsöhne, strohblond und breitmäulig, bewegliche Unterländer mit freien und heiteren Manieren, freie Stuttgarter mit spitzen Stiefeln und einem verdorbenen, will sagen verfeinerten Dialekt ... neben Durchschnittsköpfen, denen man von weitem den Nürnberger Trichter anmerkte.“ Von halbschräg hinten stellte ich mich ihm als seinen

39. Stipendiat vor, zugleich all meiner Vorläuferinnen und Vorgänger erinnernd. Da aber fuhr er mir unwirsch in die Parade: „An dies halbflügge Volk seltsam gekleideter und frisierter Dichter und schöner Seelen kann ich mich nur mit Grauen und Mitleid erinnern.“ Erschrocken schwieg ich wieder. Wegen seiner Unverrückbarkeit, die sich längst nicht nur und in dieser ganz besonderen Weise auf seine Füße, sondern auch auf das Geistige bezieht, hegte ich ein starkes Mitgefühl für Hesse. Wie angegossen steht er gefangen in seinen Urteilen auf dieser Brücke. Kann nichts ändern, auch wenn er auf nichts beharren will, kann nicht fort, auch wenn er gar nicht bleiben möchte. Nachdem mich die Hesse-Stiftung offiziell willkommen geheißen hatte, waren wir per Du. Dann hieß es, wenn ich mich der Figur auf der Nikolausbrücke näherte: „Hallo, Hermann“ oder „Grüß Dich, Hermann“. Freilich ahnte ich, daß diese Art von Vertraulichkeit nicht in seinem Sinne war. Immerhin ließ er sich nichts anmerken, lächelte sein stilles Lächeln, das der Calwer Altstadt unverrückbar zugewandt blieb. Viel mehr konnte er auch nicht tun, als dieses ihm anmodellerte Lächeln zu lächeln. Umso mehr ich mutmaßte, daß ihm mein plumper Annäherungsversuch nicht zusagt, desto heftiger fragte ich mich, was er überhaupt noch zu uns sagen könnte, wenn er einmal wieder den Mund auftäte. Aber der Vertraulichkeiten gibt es viel mehr, die Vereinnahmung reicht weit, dagegen bin ich mit dem „per Du“ der reinste Waisenknabe. Nicht Calw-Gerbersau, auch nicht Tuch-, Gerber- oder Compagnie-Stadt, sondern Hermann-Hesse-Stadt. Der Schriftzug „Hermann-Hesse-Stadt Calw“ verziert Schlüsselanhänger, Feuerzeuge und Stofftaschen, prangt aber auch an jedem Gerät der Stadtreinigung von Kehrmaschine bis Klärgrubenräumfahrzeug. Diese Kehrtwendung von gnadenloser Mißachtung zu inflationärer Namensnutzung muß nicht Akzeptanz und Anerkennung oder gar Liebe sein, sie kann auch als späte Rache interpretiert werden. Denn sie taten sich schwer mit Hesse, die Calwer, denen er lange ein abtrünniger Hallodri war: Hermann-Hesse-Platz nach dem Nobelpreis seit 1947, Hermann Hesse-Gymnasium seit 1967, Hermann-Hesse-Museum seit 1990, Hesse-Bronze auf Nikolausbrücke seit 2002. Nicht verwunderlich also, wenn es sich auch Hesse mit Calw nicht leicht machte und 1931 in ein Tagebuch notierte: „Widerstreitendes Concert im Innern: These: O wie gern möchte ich, endlich einmal wieder, meine Heimat sehen, und sie meinem Sohn zeigen! Antithese: Was, ausgerechnet jetzt, wo du es noch nicht verwunden hast zu wissen, wie die Calwer über dich denken! Sie werden dir auf die Schulter hauen, laut lachen, viel an dich hin schwatzen, und du wirst wissen, daß alles verlogen ist, was sie sagen.“

*

Marktplatz 6, Modehaus Schaber. Hier in der zweiten Etage ist ER als Julikind 1877 geboren. Bis zu dritter Etage und Calwer Stipendiaten-Mansarde zähle ich 61 Stufen. Zur Dresdner Ermel-Mansarde sind es 84 Stufen. Ich komme als gut trainierter Treppensteiger zu Staffel und Stäffele nach Calw. Im Reiseführer heißt es, daß SEIN Geburtshaus kein Museum und die Wohnung „nur in seltenen Ausnahmefällen öffentlich zugänglich“ ist. Aber ich gehe drei monatelang jeden Tag durch die zweite Etage, verstehe mich als seltenen Ausnahmefall, weil ich nicht öffentlich jedoch zugänglich und eingeladen bin: genau hinzusehen. Im vermeintlichen Geburtszimmer hängt in großen Lettern SEIN Gedicht „Stufen“ an der Wand. Das von den Deutschen meist geliebte Gedicht. Schon meiner Ankunft in dem berühmten Haus wohnte „ein Zauber inne“, der mich auf drei Monate beschützen sollte. Im Mansardenflur türmten sich meine Koffer, Taschen, Schachteln. Heiter durchschritt ich „Raum um Raum“. Hier also wird der „Weltgeist“ mich Tag um Tag 61 Stufen „heben, weiten“ oder stürzen, stauchen. Wie es beliebt. Drei Fenster der Mansarde blicken aus dem Giebel zum Marktplatz hinab. Wann immer ich eines öffne und hinausschaue, sehe ich Touristen, die hinauf zeigen und das Haus fotografieren. In allerlei Ländern der Welt werden wir auf Touristenfotos erkennbar sein, die Bronze, wie sie als Hesse auf der Nikolausbrücke steht, und ich, wie ich als Unbekannter im Fenster des Geburtshauses lehne. Am schönsten ist es, wenn ein unbeobachteter Blick aus dem Küchenfenster gelingt, hinüber zum Rathaus, hinunter auf den Marktplatz, hinauf zum Stadtwald. Wie sich der Wald hinter dem Rathaus spätsommerlich aufbäumt, als sei es ein letztes Mal. Wie seine steilgrüne Wand im allmählich vorankommenden Herbst durchsichtig wird, es sei denn, Nebeltücher hängen zwischen den Bäumen. Wie sich am ersten Schneetag die tiefstehende Nachmittagssonne von dort oben eine Rodelbahn bricht. Trostlose Wege, herrenlose Geschäfte, verwaiste Werkstätten sah ich andernorts auch. Noch nie aber sah ich von einem Küchentisch aus auf ein solch ratloses Rathaus. Seine von rotem Sandstein gefaßten Arkaden sind unpassierbar. Seit Jahren steht es verlassen. Betriebsamkeit zeigt sich nur im Dachreitertaubenschlag. Wenn ich mir nun zur Rechtfertigung meines Hierseins unter kenntnisreicher Anleitung ein paar Hesse-Posen zulegte? Posieren mit Hut, Weste und Rundglasbrille. Das würde nicht nur die mir mangelnde Berühmtheit aufbessern, sondern auch den Digitalkameras der Touristen etwas bieten. Hatte mir nicht die Calwer Volkshochschule eine Teilnehmerkarte übereignet, mit der ich ausgewählte Vorträge und Kurse gebührenfrei besuchen kann? Und war mir nicht im Volkshochschulprogramm das Foto aufgefallen, auf dem Hesse versonnen ein wohl gefülltes Weinglas betrachtet, jenes Foto, das mir bereits von Ansichtskarten bekannt war und mich an Camenzinds Loblied auf den Wein denken ließ? „Seine Lieblinge aber lädt er zu Festen ein

und baut ihnen Regenbogenbrücken zu seligen Inseln. Er legt, wenn sie müde sind, Kissen unter ihr Haupt und umfaßt sie, wenn sie der Traurigkeit zur Beute fallen, mit leiser und gütiger Umarmung wie ein Freund und wie eine tröstende Mutter.“ Vielleicht gelänge es mir nebenbei sogar, die verwirrende Vielfalt baden-württembergischer Weine kennen zu lernen und auszukosten? Natürlich wurden auch Kurse geboten, in denen etwas über Bücher und Bilder zu erfahren war. Aber ich wollte ja nicht nur das Glas wie Hesse, sondern es auch ganz und gar mit Hesse halten: „Schrecklich war es mir, von Literatur und Kunst reden zu müssen. Ich sah, daß auf diesen Gebieten sehr wenig gedacht, sehr viel gelogen und jedenfalls unsäglich viel geschwätzt wurde.“ Nein, mein Lieblingskurs in der Alten Lateinschule stand unter dem Motto: „Hesse-Posen in Stufen“. Nicht weinbegierige Stadstreicher und Possenreißer, sondern wißbegierige Stadtschmeichler und Posenreißer waren willkommen. Die Altcalwer Ratsstuben-Rössle/proben in Stufen die Hesse-Posen. Das Ergebnis konnte sich sehen lassen.



*

Bei Gelegenheit wurde ich gefragt, welche Calwer Besonderheiten ich für mich entdeckt habe. Vielleicht zuerst die Möglichkeit einer alltäglichen Anonymisierung: Von früh bis spät das eigenartig gutturale „Guten Morgen“ einer „Knulpin“, die regelmäßig zwischen Bad- und Lederstraßen, Marktstraße und -platz mit ihrer schwarzbürstigen Promenadenmischung hin und her pendelte, mal auf jener, mal auf dieser Bank saß, Zigarillos rauchte, Fleischsalat aus der Schachtel aß und auf einen Euro aus war, so daß ich mich allen Ernstes fragte, ob sie vielleicht eine Nachfahrin der Gertrude Pfeiflin ist, die 1818 auf dem Calwer Schafott oben im Stadtwald als letzte Hinrichtung unfreiwillig Stadtgeschichte schrieb. Dann die Weitläufigkeit der Calwer Umgebung: Die schillernden Orte am Neckar. Alb und Höri. Der Schwarzwald. Die Enztäler. Ulmensplintkäfer und Eulenturm zu Hirsau. Die ruinierten Klöster. Das therapeutische Wandern zwischen Siehdichfür und Gompelscheuer. Die Pilze im September. Der Holzbock im Oktober. Die Ginsterblüte noch im November. Das Zibärtli. Die

Wibele. Das Steißschonerle. Wie seltsam, im Nebel auf der Hornigrinde zu wandern. Wie seltsam, eine Boofe „Stubenfelsen“ zu nennen. Wie seltsam, am Becherkopf das „Rennsteiglied“ zu singen. Seltsam auch, aus der Umgebung vorbei am Wurstbrunnenbach und durch's Bäcker Gässle nach Calw zu kommen, tief hinunter in den Taltrichter abzusteigen, und zu meinen, tiefer hinab geht es nicht. „Ich sah alles nur noch in die Auspuffgase dieser verfluchten Maschinen gehüllt, alles unterwühlt, alles vibrierend von einem Leben, das ich nicht als menschlich, nur als teuflisch empfinden kann.“ Spät nachts endlich, wenn mir die Beine vom Wandern und vom Besigheimer schwer waren, ich im Geburtshaus am offenen Mansardenfenster stand, war es ganz still geworden. Der stumme Ritter an der Rathausfassade schlief im Stehen. Sogar die Tauben im Rathaus schliefen. Nur die vier Wasserstrahlen plätscherten ununterbrochen und einschläfernd in den unteren Marktbrunnen hinein, während obenauf der Wappenlöwe wachte. Oder wollte mich ein zittriger Augenblick zum Narren halten? Stand dort oben auf der Brunnensäule statt eines Löwen vielleicht jenes kleine Männlein, von dem Hesse in „Kindheit des Zauberers“ berichtet, dieses schattenhafte Wesen, „Geist oder Kobold, Engel oder Dämon“ und mimte das „Manneken Pis“? Unvorstellbar, daß Hesse als Kind in eben diesen Brunnen gesprungen und „ums Haar“ ertrunken sein soll. Wieso eigentlich nicht vorstellbar? Schon im Marbacher Geburtshaus mangelte es mir beim Anblick von Schillers Strampelanzug an Vorstellungskraft. Ein strampelnder Nationaldichter? Undenkbar!

*

„Auch uns Wanderer führt jeder Weg nach Hause.“ Auf daß ich mein „zu Hause“ nicht ganz und gar vergesse, vor allem nicht, woher ich eigentlich komme, gab mir in den letzten Tagen ein Verkehrswegweiser die Richtung vor: KARLSruhe und MARXzell in trauter Zweisamkeit auf einem Schild. Aus unbotmäßigem Übermut fuhr ich auch noch zu schnell durch OSTelsheim. Prompt blitzte es. Folgerichtig kam der Bescheid über ein Verwarnungsgeld von 10 € zu überweisen an die Sparkasse Pforzheim/Calw. Ein und dasselbe Kreditinstitut für Stipendiengutschrift und Bußgeldlastschrift. Begriff ich mich als Einen, „den der Zufall für eine kurze Zeit in das altmodische kleine Nest geführt hat“? Hatte ich genau hingesehen? Immerhin hatte mich das „kleine Nest“ die Welt ahnen lassen, die einmal Hesses Welt war. Wenn Hesse jetzt mit mir ginge, nähme er die ganze Brücke mit sich fort, schleppte ganz Calw hinter sich her. Im Grunde hat er genau das zeitlebens getan, die „Kinderheimat“ mit sich durch die Welt getragen. Als ich am Tag meiner Abreise das allerletzte Mal über die Nikolausbrücke ging und „Ade, Hermann“ sagte, blieb er zu meiner Überraschung nicht

stumm: „So, sie sind's, Wüstefeld? Ich habe gehört, sie haben hier ein Geniereise gemacht.“
Wenn wir uns darauf einigen können, daß es keine „aus Verzweiflung unternommenen Sprünge“ waren, möchte ich das, was mich über mehr als 61 Stufen nach Calw geführt hat, gern als „Geniereise“ verstehen. Die sieben Alphornbläser vom Calwer Weihnachtsmarkt widme ich in sieben Schwaben um. Eine Herbstzeitlose widme ich den Begegnungen mit Hesses Großnichte. Die Begegnung mit einer einzigen Wasseramsel widme ich dem Weimarer Freund.